

Wenn Freiheit einen Geruch hat, dann riecht sie für Hani Zu'rob nach Gummi und Urin. Jeden Tag fährt er mehrere Stunden mit der Metro durch Paris; er starrt hinaus in die Schwärze, mustert die Linien auf dem Fahrplan, die sich in der Mitte zu einem Knäuel verdichten und nach außen ausfransen. Ohne Begrenzung und ohne Unterbrechung, ohne Checkpoints und ohne Passkontrolle. Zu'rob trägt einen dunklen Vollbart und eine schwarze Cordjacke, und wenn sich ein Fahrgast neben ihn setzt, hält der ihn am ehesten für einen Algerier. Er fällt nicht auf in Paris. Das ist vielleicht das Beste.

Ein Donnerstagabend in Ramallah, Palästina. Die ersten Kirschbäume blühen bereits, aber die Luft ist schneidend kalt. Im Kulturzentrum, einer hell erleuchteten, restaurierten Villa, steht ein Mann vor zwölf Ölbildern, noch ist er allein. Er hat den Reißverschluss der schwarzen Cordjacke bis oben hin zugezogen und um den Hals einen gestreiften Wollschal gewickelt. Langsam neigt er sich zu den Bildern hin, richtet eines gerade aus, streicht über ein anderes. Seine Finger fahren die Strukturen nach, nur sie kennen die Bedeutung der wilden Linien und schroffen Erhebungen, den Sinn des Chaos, aus dem nur manchmal etwas Gegenständliches hervorblitzt: ein Herz, eine Faust, ein Gitter.

Liebe, Kampf, Eingesperrtsein; Extrakt eines palästinensischen Lebens. Der 29-jährige Hani Zu'rob ist der bekannteste junge Künstler Palästinas, einen Großteil seiner über 100 Bilder hat er in die ganze Welt verkauft. Seine Werke reisten nach Tokio, San Francisco, Houston, Paris, New York – Zu'rob blieb immer zurück.

An diesem kalten Frühlingsabend eröffnet er in dem Kulturzentrum seine neueste Ausstellung. „Dieser Tag ist für mich etwas Besonderes, denn heute sehen meine Eltern zum ersten Mal meine Bilder“, sagt er in seiner Rede. Er schaut zu ihnen hin, ein kleiner, breitschultriger Mann und eine verhärmte Frau mit bodenlangem, braunem Wollmantel und Kopftuch. „Sie haben sich nie vorstellen können, dass ich wirklich ein Künstler bin.“ Es ist das erste und vielleicht das letzte Mal, dass die Eltern die Werke ihres Sohnes sehen. Die Ausstellungseröffnung ist Zu'robs Abschiedsparty.

Wenige Tage später wird er nach Paris aufbrechen, sein halbjähriges Stipendium ist mitfinanziert vom französischen Kulturministerium. Es wird seine erste Reise ins Ausland sein – nach 29 Jahren, die er im Gazastreifen und im Westjordanland verbracht hat. Und seine erste Reise seit fünf Jahren, die ihn über die Stadtgrenze von Ramallah führen soll. Wenn alles klappt – und das steht noch nicht fest an diesem Abend. Noch hat die zuständige israelische Behörde keine Genehmigung für die Reise erteilt, noch fehlen Papiere, Stempel, Unterschriften. Ungewissheit überschattet diese Abschiedsparty – wie Zu'robs ganzes Leben.

Seit zehn Jahren lebt der Künstler in Ramallah, der inoffiziellen Hauptstadt des Nichtstaates Palästina, nur 16 Kilometer von Jerusalem entfernt, dazwischen eine Mauer und ein Kontrollposten; eine unüberwindbare Grenze für jemanden mit dem falschen Ausweis. Noch nie war Zu'rob in Jerusalem. Ramallah ist sein Käfig, seine Freunde nennen ihn den „unsichtbaren Künstler“. Denn eigentlich dürfte er gar nicht hier sein. In seinem Ausweis steht noch immer seine Geburtsadresse: Flüchtlingslager Rafah, Gazastreifen. Und seit dem Ausbruch der zweiten Intifada haben die israelischen Behörden verfügt: Wer im Gazastreifen geboren ist, darf sich im Westjordanland nicht aufhalten. Diese Formalie lässt Zu'rob jahrelang in Furcht leben, sie hat den Bart an seinen Schläfen grau gefärbt, hat ihn nachts nicht schlafen lassen, hat ihn von seinen Eltern und Geschwistern abgeschnitten.

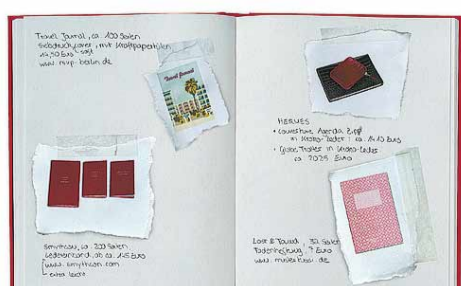
► Fortsetzung auf Seite 2

Der Untergrundmaler



Man nennt ihn den „unsichtbaren Künstler“ Palästinas: Hani Zu'rob lebt in Ramallah wie im Versteck, weil er die falschen Papiere hat. Erstmals folgt er nun seinen Bildern hinaus in die Welt – nach Paris

VON JULIANE VON MITTELSTAEDT



Ausgehen Für Bleichgesichter



Dieser Winter dauert zu lange, denken Sie beim Blick auf Ihr frischkäseweißes Spiegelbild. Ob Sie nicht vielleicht doch mal auf die Sonnenbank...? Bis jetzt haben Sie zwei Dinge davon abgehalten: der Hauch von Prolligkeit, der ein Sonnenstudio umweht, und die Tatsache, dass Sie nicht die leiseste Ahnung haben, wie ein Sonnenbankbesuch vor sich geht. Letzteres ist einfach: An die Theke und um Bräunung bitten. Man wird Ihnen eine solide Empfehlung zu Länge und Intensität geben. Dann bezahlen, in eine Kabine gehen, ausziehen, hinlegen, braun werden, aufstehen, anziehen, fertig. Es gibt wenig, was Sie auf der Sonnenbank in Sachen Benimm falsch machen können. Sie sind allein, und wenn Sie das Bedürfnis haben, sich an unvorteilhaften Stellen zu kratzen: nur zu, sieht keiner. Einzige Regel: Die Sonnenbank abschließend reinigen, dafür stehen Lappen und Desinfektionsmittel bereit. Schwieriger ist, wie Sie mit der frisch erworbenen Bräune umgehen. Wichtig ist Maßhalten. „Einmal alle zehn bis 14 Tage für 20 Minuten bräunen, das ist gerade noch zu vertreten“, sagt Hautarzt Hans-Georg Dauer von der Deutschen Dermatologischen Gesellschaft. Zu braun werden ist nicht nur schlecht für die Haut, ein für die Jahreszeit zu dunkler Farbton sendet auch fatale Signale. Ihr Gesicht sagt bei flüchtiger Betrachtung so etwas wie: „Ich war gerade vier Wochen auf den Malediven, und Ihr nicht!“ Und bei genauerer Betrachtung sagt Ihr Gesicht sogar etwas viel Fataleres. Dann nämlich, wenn die Bräune so künstlich aussieht wie sie ist: „Ich gehe einmal die Woche auf die Sonnenbank und halte das für schön. Ich halte auch Camouflagehosen und Tätowierungen über dem Steißbein für schön, und meine Freizeit verbringe ich mit fragwürdigen Mischgetränken in Großraumdiskotheken.“ So wollen Sie nicht wirken. Gegen dezente Farbe ist nichts einzuwenden. Dafür genügt ein Besuch pro Monat vollkommen.

PHILIPP SCHWENKE

Untergrundmaler

► Fortsetzung von Seite 1

Seine Frau Sabrine, die aus Ostjerusalem kommt, musste am Hochzeitsstag vor einem Jahr im Brautkleid den Checkpoint passieren, durch den Matsch waten, sich durch Drehtüren und Sicherheitsschleusen zwängen. Auf der anderen Seite, außer Sichtweite der Soldaten, nahm Zu'rob sie in Empfang.

Ein 18-jähriger israelischer Wehrpflichtiger könnte mit einer einzigen Frage sein Leben zerstören: „Warum halten Sie sich hier auf?“ Er könnte ihn festnehmen und abschieben lassen, wie schon Hunderte Illegale zuvor: in den Gazastreifen. Arm, chaotisch, extremistisch; kein Ort für Kunst. Der Rückweg nach Ramallah wäre schwierig, vielleicht unmöglich. Und so bewegt sich Zu'rob seit fünf Jahren in einem Umkreis von wenigen Kilometern. Er meidet die Innenstadt um den lebendigen Markt, meidet Menschenansammlungen und Demonstrationen, immer könnten israelische Soldaten auftauchen.

Vier Tage vor der Ausstellungseröffnung. Zu'rob sitzt in seinem Apartment im Westen Ramallahs, ein siebenstöckiges Hochhaus an einem Abhang, vor den Häusern flattert Wäsche, Schlaglöcher zerfressen das Pflaster. Zu'rob wohnt in der obersten Etage. Von dort tastet der Blick über die kahlen Hügel, tastet und findet nichts, woran er hängen bleiben kann; nur Dornbüsche, Olivenbäume, ein paar israelische Siedlungen, eingezäunte Festungen auf Hügelkuppen. Die Wände der Wohnung sind in Lavendelblau, Griechischblau, Türkischblau gestrichen. Far-

ben, die es sonst in Ramallah nicht gibt. Farben der Hoffnung. Ein Zimmer dient als Atelier, der Boden ist mit Farbe verschmiert, an der Wand stehen Farbtöpfe, Pinsel, es ist aufgeräumt. Alles ist bereit für seine Abreise.

Es ist kalt in der Wohnung. Wenn Zu'rob spricht, hängt hinter jedem Satz eine Dampfwolke in der Luft. Seine Füße stecken in blau karierten Filzpantoffeln, die Jackenärmel hat er über die Fingerspitzen gezogen. „Ich fühle mich wie ein eingesperrtes Tier, und den meisten Tieren geht es wohl besser als uns“, erzählt er leise. „Ich fühle Spannung und Wut, wenn ich einen Checkpoint sehe, oft habe ich Angst, aber ich versuche, nicht daran zu denken.“ Er drängt die Angst zurück. „Ich will nicht zulassen, dass sie die Gewalt über mein Leben bekommt.“

Er hat gesehen, wie Menschen sich durch Angst auflösen, immer kleiner werden, sich zusammenkrümmen und schließlich unsichtbar werden. Wie ihr Geist davonfliegt und nur eine Hülle zurücklässt. Es wäre ihm selber fast passiert. Soldaten holten ihn damals aus seiner Wohnung. „Sie haben mich nicht gefoltert, aber in der Kälte stehen lassen, 12, 14 Stunden. Haben mich befragt, jeden einzelnen Tag.“ 45 Tage lang, bis er nicht mehr konnte, bis die Müdigkeit und die Kälte soweit in ihn krochen, dass er nichts anderes mehr spürte. Sie erlaubten ihm nicht, die Haare zu schneiden, sich zu rasieren, zu duschen. „Und am Ende sahen wir wirklich aus wie die Terroristen, die sie suchten“, sagt er. Sicherungshaft, 45 Tage ohne Prozess, dann ein Richter. „Ich habe ihn auf Französisch angeeredet und gesagt, dass ich Künstler bin.“ Am Ende wurde Zu'rob entlassen, die



Hilferuf einer Hand: Ausschnitt von Zu'robs „Beyond Gaza“

Vorwürfe waren nicht haltbar. Entschuldigt hat sich niemand. Seitdem ist seine Malerei abstrakter geworden. Im Gefängnis hat er gelernt, dass der Körper unwichtig ist, wenn der Geist über die Grenzen fliegen kann.

Es war an einem Abend nach seine Freilassung, erschöpft schlief er auf dem Boden seines Ateliers ein. Als er aufwachte, war da ein Schleier seines Traums: ein Mann, der aus einem Bild schlüpfte. Einfach hinaussteigt aus der peinigen Wirklichkeit, sich die farbverschmierten Schuhe abstülpt und davongeht, in ein neues Leben. An einen anderen Ort, in eine freundlichere Wirklichkeit. Zu'rob hat ihn gemalt, den Mann, der da in der Ecke kauert. Das Bild hing einige Monate im Hauptgebäude der Vereinten Nationen in New York. Jetzt hängt es in seiner Küche, Ramallah West. Zu'rob hat das Bild nicht verkauft, obwohl man ihm 5000 \$ angeboten hat. Ein Vermögen in einem Land, in dem die Mehrzahl der Bewohner keine 2 \$ am Tag zur Verfügung hat. „Aber es berührt mich am meisten“, sagt Zu'rob, „es zeigt mich.“

Er zündet sich eine Gauloise an, die fünfte in einer Stunde, und saugt den Rauch ein. „Liberté toujours“, sagt er spöttisch und dreht die Zigarette in den Fingern. Seine Bilder reisen um die Welt – er bleibt zurück, packt sie ein und später wieder aus. Dann sitzt er da und versucht sich vorzustellen, was für Menschen sich wohl seine Bilder angesehen haben. Was sie gedacht haben, was sie arbeiten, wo sie wohnen. Ob sie verstanden haben, was er ausdrücken will? Einladungen kommen von überall. Zu'rob würde gerne gehen und muss doch immer ablehnen.

Rank und Schrank

Fasten, um gleich zu Beginn ein modernes Missverständnis zu beseitigen, wurde nicht erfunden, damit der Mensch sich an sein ideales Untergewicht heranhangert. Die Zeit der Entsagung ist eine Zeit der Reinigung von alledem, was blockt und bläht. Das muss sich nicht auf den eigenen Stoffwechsel beschränken. Wie der Verdauungstrakt benötigen auch die Räume, in denen wir leben und arbeiten, hin und wieder eine Reduktion, eine Rückbesinnung auf ihre wesentliche Funktion.

Die besteht nicht darin, Biotop für eine Vielzahl störender Alltagsgeräusche zu sein. Eine Wohndiät nimmt sich den surrenden Bildschirm und das ewig pfeifende Fax vor. Sie sucht die Ursache des fiesigen Fiepens in den Heizkörpern und des leichten Scharnierquietschens in der Küche. Nicht schlucken wir so selbstverständlich wie Lärm. Dabei ist Lärm, auch in geringen Dosierungen, von allen schlechten Umwelteinflüssen am schwersten zu verdauen. Schwer Verdauliches aber gehört nicht in die Fastenzeit. Wenn sich von drei Störgeräuschen auch nur eines beseitigen lässt, ist schon etwas mehr Ruhe gewonnen.

Ruhe ist der erste Schritt der Entschlackung, mit der jede Fastenkur beginnt. Für den nächsten brauchen Sie einen großen Altpapierkarton: Weg mit den vergilbten Konzeptionen, mit den Anmerkungen zu flüchtigen Kontakten und vagen Themen, den ungelesenen, für später aufbewahrten Zeitungen und Katalogen, den bis auf weiteres nicht umzusetzenden Ideenskizzen. Raus mit den Konjunktionen!

Was nun fehlt, ist Wasser. In den leer geräumten Schubladen flockt der Staub. Auf dem Schreibtisch werden zuvor bedeckten Kaffeereise und Rotweinflecken wieder sichtbar. Die Pflanzen gehören unter die Dusche. Machen Sie einen sauberen Schnitt zur schmutzigen Vergangenheit. Danach beginnt die euphorische Phase des Fastens. Schon glauben Sie, zeitweilig mit Brennesselsuppe auszukommen. Die Aktivität kehrt zurück. Pläne werden geschmiedet. Doch dafür ist es noch zu früh.

„Konzentriere dich auf die Leere“, raten die Fastenbücher. Da ist ein Lichtstreifen, der durch die nun sauberen Fenster auf den Teppich fällt. Mehr Dekoration braucht es nicht. Also fort mit den Trockenblumen, dem altersschwachen Ventilator, den Sie eh nie benutzen, und dem Gilb, der von der Lampe baumelt. Es gibt Häuser, die verzichten sogar auf Wände. Gedanken brauchen Raum. Das dichte Unterholz des Einrichtungsballasts stört nur.

Zur Konzentration gehören Leere und Einfachheit. „Die Form folgt der

Fasten heißt reinigen.
Das muss sich nicht auf
Ihren Speiseplan
beschränken: Auch die
meisten Wohnungen können eine Entschlackung
gut vertragen

VON KATRIN SCHRADER

Funktion“, lehrte Gropius im vergangenen Jahrhundert. Und Funktion ist das Gebot des Fastens. Wozu das Regal, das den Raum zerschneidet und nichts enthält außer einigen Vasen und Nippes? Welchem Zweck dient die schwere Möbelgarnitur in der kleinen Wohnung, wo Sie doch nie mehr als zwei Gäste empfangen? Sie ist aus Leder und schön und alt. Na und? Es findet sich bestimmt ein Freund, der sie als Dauerleihgabe in seinem Loft genießt. Und das wacklige, kleine Tischchen vom Flohmarkt, das zu nichts Nütze ist außer alt auszusehen? Raus damit!

Nicht mehr das kruschige Kuschnest gilt vielen Leuten heute als Wohnungsideal, sondern das lange Zeit verschriene Hotelzimmer. Ja, es ist karg und schlicht, aber gleichzeitig streng funktional. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, ein Schrank. Die Hotelkette

Softtel verkauft inzwischen das Interieur ihrer Zimmer, damit man es zu Hause ebenso schlicht und praktisch hat wie auf Geschäftsreisen.

Aber noch ist nicht die Zeit, zum Tagesgeschäft zurück zu kehren. Nehmen Sie auf dem polierten Schreibtisch Platz, schlagen die Beine in den Schneidersitz, verharren im Jetzt, frei von Ablenkung und lassen die Gedanken tief in den Alltag sinken. Wer oder was hemmt Ihr Vorankommen? Und plötzlich haben Sie die Erleuchtung: die kleine Schreibtischlampe, die abends auf Ihre Tastatur funzelt – sie lässt Sie immer wie eine erschreckte Fledermaus wirken, wenn jemand nach 18 Uhr das Büro betritt. Setzen Sie sich ins rechte Licht.

Es gibt Menschen, die lieber Pflanzen wären und deswegen das Lichtfasten erfunden und so gut wie gar nichts mehr gegessen haben und schließlich gestorben sind. Aber sprechen wir nicht vom Tod. Licht ist tatsächlich das Einzige, das während der Entschlackung des Raumes vermehrt werden darf. Licht muss fluten und strahlen. Bis alles erleuchtet ist.

Entschlackte Wohnungen konzentrieren sich auf das Wesentliche



Dabei hat ihn genau dieses Eingesperrtsein einst zum Künstler gemacht. Was soll man schon tun in einem Haus, das von Panzern umkreist ist, vor dem Soldaten patrouillieren, wo wochenlang Ausgangssperre herrscht, wo man nicht mal ein Fenster öffnen kann und erst recht keine Tür? Wo Luft und Zeit stehen wie geschlagene Sahne und Freiheit auf drei Zimmer beschränkt ist? Zu'rob fing an zu malen. Da war er zehn. Er ging zum Bücherschrank seiner Eltern, schlug ein Buch auf und zeichnete die Bilder ab. „Mit zwölf Jahren wusste ich, dass ich Künstler werden wollte“, sagt Hani.

Er studierte in Nablus, an der damals einzigen Kunsthochschule in den palästinensischen Gebieten. Vier Jahre lang kehrte er nicht nach Hause zurück, zu teuer und aufwändig war die Reise vom Westjordanland zur Familie in den Gazastreifen. Mit 23 machte er seinen Abschluss, arbeitete als Kunstlehrer und lebte von Wasser und Brot. Aber er malte. „Nichts in der Welt kann einen Künstler aufhalten“, sagt er lächelnd.

Fünf Tage nach der Ausstellungseröffnung ist Hani Zu'rob in Paris. Er hat seine Papiere bekommen, durfte den Grenzübergang nach Jordanien passieren, von dort ist er nach Frankreich geflogen. Die Israelis haben ihm gesagt, er darf zurückkommen nach Ramallah. Er hofft, sie halten ihr Versprechen, aber so ganz glaubt er daran noch nicht. Jetzt lebt er zusammen mit 300 anderen Künstlern in der „Cité Internationale des Arts“ an der Seine. An der Tür zu seinem Atelier steht „Palästina“, und direkt daneben sind die Israelis. Dutzende Galerien und Museen besucht er in den ersten Tagen, den Louvre natürlich, dazwischen gleitet er mit der Metro durch Paris. Ohne Checkpoints, ohne Passkontrolle. Das einzige Papier, das er braucht, ist eine einfache Fahrkarte.